

Christopher Wimmer

Leben ganz unten

Perspektiven vom Rand der Gesellschaft





11. SCHULD

Wie Debatten um Eigenverantwortung auch »ganz unten« wirken

Soziale Ungleichheit, deren extremste Form soziale Marginalisierung darstellt, ist eine Tatsache. Man kann sich ihr stellen, sie verdrängen oder diejenigen »ganz unten« für ihre Situation selbst verantwortlich machen. Die Folgen der letzten Alternative stelle ich auf den nächsten Seiten dar. Denn der Gedanke, dass arme und marginalisierte Menschen am Ende selbst für ihre Lage verantwortlich sind, findet sich nicht nur in den Parlamenten, in Zeitungsredaktionen oder an Stammtischen, sondern auch »ganz unten« in der Gesellschaft. Solche Stereotypen und Vorurteile über »faule Arbeitslose« und gesellschaftlichen Deutungsmuster wie »Jeder ist seines Glückes Schmied« sind mir auch meinen Gesprächen oft begegnet. Auch dort war das »Leistungsprinzip« und die Idee einer (uneingeschränkten) Selbstverantwortung allgegenwärtig.

Das schien mir auf den ersten Blick überraschend und so machte ich mich auf die Suche nach einer Erklärung.

Arbeit als Ankerpunkt der Identität

Die Unterschiedlichkeit der Lebensgeschichten und Haltungen marginalisierter Menschen habe ich an verschiedenen Stellen dieses Buches bereits verdeutlicht. Doch in einem Punkt waren sich

die Menschen, mit denen ich gesprochen habe, vollständig einig: In der Bedeutung von Arbeit. »Arbeit ist das Wichtigste!« Dieser Satz fiel so oder so ähnlich nicht nur einmal, sondern zog sich wie ein roter Faden durch die Interviews. Dabei wurde unter Arbeit weit mehr verstanden als ein monatlicher Gehaltsscheck – sie verkörpert Identität und Struktur und geht mit sozialer Anerkennung einher. Diejenigen, die einmal einer Arbeit nachgingen, beschrieben sie als Fels in der Brandung. Für andere, die sie verloren hatten, wurde das Leben ein einziges Durcheinander. Und selbst jene, die nie in einem »richtigen Job« waren, orientierten sich an der »Norm« der Lohnarbeit: Sie definierten sich ausschließlich als Arbeitslose, mithin also durch das, was sie nicht hatten. Ohne geregelte Arbeit und festes Einkommen wurden auch alle anderen Bereiche prekär und unsicher. Auf nichts war mehr Verlass und somit wurde, wie wir im vierten Kapitel gesehen haben, auch die Erwerbslosigkeit als umfassender Mangel dargestellt: Als Mangel an Geld, Struktur, Status und letztlich Selbstwertgefühl. Woher stammt diese Orientierung? Warum diese klaren Worte? Arbeit ist für die Menschen, mit denen ich gesprochen habe, gleichbedeutend mit der Hoffnung bzw. Verwirklichung von Normalität und Sicherheit.

Nehmen wir Achim Ganz, 49 Jahre alt, der 1990 als 18-Jähriger aus der DDR in die BRD kam – allein, ohne Halt und ohne Beschäftigung. Durch eine Arbeitsstelle versprach er sich Sicherheit und Beständigkeit, die er schließlich bei der Bundeswehr fand. »Da war ich zwölf Jahre, da hats mir gefallen«, erzählte er mit einem Lächeln. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich gebraucht, war fähig, etwas zu »leisten« und Teil einer Gemeinschaft. Sein Fazit? »Die Zeit hat mir Spaß gemacht. Ich hab mich frei gefühlt.« Die Bundeswehr wurde zu seiner Ersatzfamilie – ein bedeutender Aspekt angesichts einer Kindheit, die geprägt war von Missbrauch, Kinderheimen und -psychiatrie, ohne Kontakt zu seinen leiblichen Eltern. »Aber beim Bund, da wo ich war, das war für mich, da hab ich mich das erste Mal wohlgefühlt wie 'ne Familie. Also ich wurde da wahrgenommen, Geborgenheit, Nähe, Wärme.« Arbeit wurde für ihn zu einem stark

emotional aufgeladenen Symbol eines erfüllten Lebens. Später fand er eine ähnliche Zufriedenheit als Fernfahrer: »Für mich ist gute Arbeit, wenn man morgens früh um vier aufsteht, sitzt sich in seinen LKW, macht seine Kilometer, man arbeitet und man verdient sein Geld. Das ist für mich mein Leben.« Seine Beschäftigung schenkte ihm Anerkennung, Zugehörigkeit, Identität – und die Möglichkeit, ein respektables Leben zu führen, wie er es sich erhofft hatte.

Achim Ganz war hier nur einer von vielen. In nahezu allen Gesprächen wurde nicht nur die immense Bedeutung von Arbeit offenbar, sondern aus den Geschichten sprach auch der unerschütterliche Wille, (wieder) einer Arbeit nachgehen zu wollen. Finn Johansen, wohnungs- und erwerbslos, erklärte mir etwa: »Ich will ja auch wieder arbeiten. Das ist ja nicht die Sache, dass ich jetzt sage: ›Ich lege mich in die soziale Hängematte.‹ Ne, ne!« Die »soziale Hängematte« stand für alles, was Johansen ablehnte – Passivität, Resignation. Auf die Frage, wer ihm bei seiner gegenwärtigen Wohnungs- und Erwerbslosigkeit helfen könne, antwortete er entschlossen: »Die kann nur ich lösen, niemand anders.« Und weiter:

»Natürlich ist es leicht zu sagen, andere sind schuld. Wenn ich was wirklich ändern will, ja, und zwar wirklich will, dann kann ich auch was ändern. Ich muss mir selber in den Hintern treten quasi, um das auch umzusetzen. Ich könnte es mir sehr einfach machen und sagen: ›Ok, an dem Punkt, wo ich jetzt bin, gehöre ich zu der Gruppe, die entweder obdachlos sind oder nicht arbeiten wollen oder was auch immer.‹ Aber wenn ich das so verinnerlichen würde, dann gibt's nur noch Stillstand. Ich würde mich sozusagen in mein Schicksal ergeben und das will ich ja gar nicht.«

Dieser Wille, aus eigener Anstrengung eine marginalisierte Position wieder zu verlassen, durchzog viele Interviews. »Allen, die wollen, wird die Möglichkeit geboten, was zu machen, und wenn du es halt nicht machst, musste halt damit leben«, so etwa Jakob Simonon, für den die Verantwortung bei den Einzelnen lag: Wer hart genug arbeite, finde seinen Weg. Wer scheitere, habe es nicht genug versucht.

Diese Haltung fand ihren praktischen Ausdruck darin, dass viele meiner Gesprächspartner:innen auch schlecht bezahlte oder unsichere Jobs – Putzen, Bauarbeit, Gastronomie, Dienstleistungen etc. – angenommen haben. Der Gelderwerb stand häufig erst an zweiter Stelle, in erster Linie ging es darum, es aus eigenem Antrieb zu schaffen, (wieder) ein Stückchen Normalität erlangen zu können. Ganz offenkundig sind die vorherrschenden Debatten um »Aktivierung« und »Eigenverantwortung« auch bei den Befragten höchst wirkmächtig.

Leistung, Leistung, Leistung

Aktivierung, Eigenverantwortung, Leistungsprinzip, Meritokratie. Diese Begriffe sind Teil eines gesellschaftlichen Diskurses, der der Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheit dient. Doch was ist damit genau gemeint?

Meritokratie setzt sich aus dem lateinischen *meritum* (Verdienst; Leistung) und dem griechischen *kratein* (herrschen) zusammen und klingt auf den ersten Blick wie eine Verheißung: Er meint eine Gesellschaftsordnung, in der ›Leistung‹ und ›Talent‹ über sozialen Status entscheiden. Es ist der Traum, dass alle – unabhängig von Herkunft oder Stand – durch harte Arbeit aufsteigen können. Das Leistungsprinzip stellt den Versuch dar, soziale Ungleichheit so zu legitimieren, dass grundlegende Gleichheitsnormen nicht verletzt werden. Meritokratie basiert auf einer simplen Gleichung: Erfolg ist das Ergebnis von Anstrengung. Wer sich bildet, diszipliniert lebt und engagiert arbeitet, wird belohnt – mit Status, Sicherheit und Wohlstand. Wer erfolgreich ist, zeigt das durch eigene Konsumkraft und bekommt dafür Ansehen. Die Uhr von Breitling oder von Rolex gilt als Ausweis, »es geschafft zu haben.« Dass einige mehr haben als andere, erscheint nicht nur unvermeidlich, sondern auch notwendig – als Folge der ›natürlichen‹ Verteilung von Talenten sowie erworbener Qualifikationen und individueller Anstrengungen. Un-

gleichheit soll Ansporn sein, ein Motor für individuelle und gesellschaftliche Fortschritte.

So weit, so *American Dream*. Doch in der Praxis werden dadurch gesellschaftliche Spaltungen verschärft. Denn was auf den ersten Blick so fair und gerecht scheint, verbirgt eine Realität, die für die Schwächeren des gesellschaftlichen »Schneller, höher, weiter!« oft hart und gnadenlos ist. Denn was passiert mit denjenigen, die dort nicht erfolgreich sind? Die meritokratische Antwort darauf ist so einfach, wie unbarmherzig: Wer wenig hat, hat auch wenig geleistet. Misserfolg gilt in dieser Logik als persönliches Versagen; Armut etwa wird als Ergebnis persönlicher Bildungs- und Berufswahlen interpretiert. Sie ist dann eine Konsequenz individueller Entscheidungen. In meritokratischen Gesellschaften wird soziale Ungleichheit somit auf Leistung zurückgeführt und durch sie als gegeben angenommen und anerkannt. »Wenn die Unterschichten an ihrem Los letztlich selbst schuld sind«, sagt etwa der Elitenforscher Michael Hartmann,

»weil sie sich keine Bildung aneignen und einen undisziplinierten Lebenswandel führen, und die Eliten ihre Position ausschließlich ihrer individuellen Leistung verdanken, dann sind die Macht- und Einkommensverhältnisse in der Gesellschaft nur eine zwingende Folge der jeweils unterschiedlichen Anstrengungen der einzelnen Bürger und damit legitim.«¹⁴²

Dass den sogenannten Leistungsschwachen die unteren Plätze in der sozialen Hierarchie zugewiesen werden, entspricht der meritokratischen Gerechtigkeitslogik. Statt gesellschaftlicher Solidarität erwartet »die unten« daher meist nur Stigmatisierung.

Wollen, Scheitern, Zustimmung

Wie können wir vor diesem Hintergrund nun die Aussagen meiner Gesprächspartner:innen verstehen, wenn auch sie von der »sozialen Hängematte« sprechen? Oder wenn der Wohnungslose Filip

Altmann behauptet: »Wenn man arbeiten will, findet man Arbeit. Man muss nur wollen.« Welche Interpretation lässt folgende Aussage des Minijobber Stefan Blaumann zu? »So lange ick mich da nicht ändere, wird sich das nicht ändern.« Zunächst zeigen diese Zitate, wie stark der Leistungsgedanke gesellschaftlich verankert ist und offenbar auch bei seinen ›Opfern‹ so stark wirkt, dass sie ihm in ihren Aussagen folgen. Dass meritokratische Ideologien auch »ganz unten« auf fruchtbaren Boden fallen, erklärt der Bielefelder Sozialforscher Wilhelm Heitmeyer mit der Ausbreitung eines autoritären Kapitalismus, in dem »Mitmenschen vor allem nach ihrer Nützlichkeit bewertet und damit auch abgewertet werden.«¹⁴³ In diesem Zusammenhang erscheint das dichotome Gesellschaftsbild, von dem wir im vorherigen Kapitel gehört haben, fast wie ein archaisches Relikt. Es ist zwar keineswegs verschwunden, scheint aber für die marginalisierten Menschen selbst keine Rolle zu spielen. Vielfach relativierten sie es durch Aussagen, in denen sie ihre Selbstverantwortung betonten. So erkannten die Gesprächspartner:innen zwar einerseits Strukturen sozialer Ungleichheit als (abstrakt) gültig an, befanden sich selbst jedoch ›aus dem Spiel.‹ Auf individuelle Leistungsvorstellungen scheint das Gesellschaftsbild keinen Einfluss zu nehmen. Die eigene Position wurde nicht als Ausdruck einer kollektiven Lage verstanden, sondern selbst als Folge vielfältiger persönlicher Entscheidungen (Mangel an Schulbildung und beruflicher Qualifizierung etc.).

Gleichzeitig wäre es jedoch verkürzt, die Äußerungen meiner Gesprächspartner:innen ausschließlich als Übernahme einer herrschenden Ideologie (»Meritokratie«) oder als Reaktion auf gesellschaftliche Verhältnisse (»autoritärer Kapitalismus«) zu verstehen. Vielmehr konnten sie sich auf diese Weise selbst als handlungsfähig in einem sehr umfassenden Sinne darstellen. Aus ihren Bekundungen sprach der Glaube an die persönliche Wirkmächtigkeit. Darin bestand die wichtige Aufgabe solcher Sätze. Denn die Betonung des individuellen Willens zur Arbeit sowie der Bereitschaft, ›etwas leisten‹ zu wollen, schien meine Gesprächspartner:innen genau vor je-

nen gesellschaftlichen Vorurteilen zu schützen, denen sie alltäglich ausgesetzt sind, nämlich ›faul‹ oder ›unwillig zur Arbeit‹ zu sein. Daher richteten sie in den Interviews alles danach aus, sich als aktiv, handlungsfähig und arbeitswillig zu präsentieren.

Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr verfestigte sich ein Gedanke: Solche Aussagen schienen die Funktion zu erfüllen, meine Gesprächspartner:innen gewissermaßen von ihrem Wissen über die starke soziale Ungleichheit zu entlasten, von der im vorherigen Kapitel die Rede war. Denn zumindest theoretisch eröffnete sich für sie durch die Betonung der Eigenverantwortung die Möglichkeit, an ihrer sozialen Position doch noch etwas aus eigenem Antrieb zu verändern. Vielfach begegnete mir die Logik, dass, wer an seiner Lage selbst schuld sei, dies auch durch verändertes Verhalten (Anstrengung oder Anstand) wieder überwinden könne.

Doch Reden allein verändert eine Lage nicht. Trotz aller Orientierung an Leistung und Arbeit zeigte die Realität der Interviewten doch ein anderes Bild: Dem Sprechen über ›Leistung‹ und Arbeit stand ein Leben in Armut und Erwerbslosigkeit gegenüber. Den Gesprächspartner:innen gelang es ja schließlich nicht, einen Platz auf dem Arbeitsmarkt zu finden oder ›anerkannte‹ Mitglieder der Gesellschaft zu werden. Trotz ihres dauerhaften Bemühens, sich als ›leistungsbereit‹ darzustellen, zeichneten sie sich somit in erster Linie durch ihr Scheitern aus. Dieser Makel, ›es nicht geschafft zu haben‹, durchzog die gesamten Biografien meiner Befragten und wurde zum Teil ihrer Subjektivität, ihres ›Charakters‹.

Damit einher geht ein besonderer gesellschaftlicher Zynismus. Denn durch ihr ›Scheitern‹ entsprechen die Menschen, mit denen ich gesprochen habe, genau jenen gesellschaftlichen Zuschreibungen, denen sie durch ihre leistungsorientierten Äußerungen zu entfliehen suchten. Auch bei marginalisierten Menschen werden ihre Armut und Ausgrenzung kaum mit strukturellen Ungleichheiten in Verbindung gebracht. Die liberale Logik uneingeschränkter Selbstverantwortung hat auch bei ihnen umfassend Eingang gefunden. Da auch die Befragten ihre marginalisierte Position als selbstverschul-

det ansahen und sie mit ihrer eigenen »Tugendschwäche« begründeten, identifizierten sie sich schließlich mit der meritokratischen Ordnung, der sie selbst unterworfen sind, und legitimierten sie dadurch.

Der US-amerikanische Politologe James Scott sprach in diesem Zusammenhang bereits 1985 in seinem Buch *Weapons of the Weak* vom »ideological support« armer und ausgeschlossener Menschen. Die »ideologische Unterstützung« der Marginalisierten zeige sich darin, dass sie selbst die Logik übernommen haben, Betroffene als Schuldige zu verstehen.¹⁴⁴ Damit wird Marginalisierung am Ende zu einer Frage von Fleiß oder Faulheit, Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit. Erneut war es Pierre Bourdieu, der diese Tatsache, wenngleich sehr soziologisch in seinem Buch *Die männliche Herrschaft* zuspitzte:

»[Indem die] Beherrschten auf das sie Beherrschende die Schemata anwenden, die Produkt der Herrschaft sind oder [...], wenn ihre Gedanken und ihre Wahrnehmungen die gleiche Struktur haben, wie die ihnen aufgezwungenen Herrschaftsbeziehungen, können ihre Erkenntnisakte nur Verkennungs- und Unterwerfungsakte sein.«¹⁴⁵

Aus dieser (unfreiwilligen) Anerkennung der herrschenden Ordnung erklärt sich die »höchst erstaunliche Leichtigkeit, mit der die Herrschenden ihre Herrschaft«¹⁴⁶ umsetzen können, so Bourdieu an anderer Stelle weiter.

Was verbirgt sich hinter diesen schwierigen Formulierungen? Übersetzt bedeuten sie, dass die Macht der Herrschenden nicht allein in ihrer Kontrolle über Ressourcen oder Institutionen liegt, sondern vielmehr darin, dass bestimmte Arten des Denkens und Wahrnehmens allgemeingültig anerkannt werden und auch in den Köpfen der Beherrschten wirken. Häufig unbewusst übernehmen diese die ihnen auferlegten Kategorien. Somit können Haltungen und Handlungen von marginalisierten Menschen gar nichts anderes sein als die Haltungen und Handlungen in einem bestehenden Herrschaftsverhältnis. Kaum sind meine Gesprächspartner:innen zu einem Bewusstsein gelangt, dass »objektive« Hindernisse auch

durch soziale Strukturen begründet sein könnten, die in der kapitalistischen Produktionsweise und in ihren Herrschaftsverhältnissen begründet liegen. Die eigene soziale Lage wird als Folge individueller Handlungen begriffen, woraus dann auch individuelle Strategien folgen.

Marginalisierte Menschen versuchen, gesellschaftliche Anerkennung zu erlangen, indem sie auf bereits bestehende und bedeutende Vorstellungen zurückgreifen: Leistung, Anstand und Arbeit. Somit haben sie in einer auf Herrschaft und Ausbeutung gründenden Welt kaum Spielraum, eigene Vorstellungen und Ideen einzubringen.

Die indisch-US-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak hat daher in einem bekannten und im Vergleich zu Bourdieu noch weit komplizierteren Essay mit dem Titel *Can the Subaltern speak?* danach gefragt, ob es solche Möglichkeiten geben könnte.¹⁴⁷ Unter Rückgriff auf meine Interviewerfahrungen würde ich Spivak antworten: Ob sie sprechen können, ist die eine Frage. Wichtiger scheint mir jedoch zu sein, ob sie eine eigene Sprache entwickeln können und ob sie von den Beherrschten auch gehört werden. Letzteres kann mindestens angezweifelt werden.

Auf diese Weise reproduziert sich die bestehende Ordnung beinahe mühelos. Daher ist es höchste Zeit, soziale Debatten wieder auf den Boden belastbarer wissenschaftlicher Erkenntnisse zu bringen und auf die Einflüsse sozialer Klassen bzw. Milieus auf Lebenschancen, aber auch Einstellungs- und Haltungsfragen hinzuweisen. Doch wie gelangen strukturelle Gründe für Armut und Marginalisierung in die Köpfe der Betroffenen und wie ersetzen sie das vorherrschende Bild, für seine soziale Position selbst verantwortlich zu sein?